

Entdecke dein Münsterland

Erzähl doch mal

Mit den exzentrischen Figuren aus dem Münster-Tatort haben die Münsterländer nicht wirklich viel gemeinsam. Aber eine Sache gibt es doch, die sie besonders macht. Auch wenn sie es nicht gleich zugeben.

Von Ana Maria Michel

Die Krimiautoren müssten es doch wissen. Wie eine Region über sich erzählt, sagt viel über sie aus. Was ihr wichtig ist zum Beispiel. Immerhin wird keine andere Stadt in Deutschland so sehr über ihren *Tatort* definiert wie Münster. Auch die Krimiserie *Wilsberg*, die auf den Büchern von Jürgen Kehrer basiert, spielt, wie viele andere Regionalkrimis auch, im Münsterland. Man kann also nicht behaupten, dass diese Region nichts zu Erzählen hätte. Doch die Krimiautoren finden nichts Besonderes daran.

„Ich fürchte, hinter dem Erfolg der beliebten Krimireihen *Wilsberg* und *Tatort Münster* steckt kein Geheimnis, das man in der Stadt und unter ihren Bewohnern finden kann“, sagt *Wilsberg*-Autor Kehrer. „Die Reihen sind einfach gut gemacht und mit hervorragenden Schauspielern besetzt.“ Die Frage war, warum sich Münster und die Region so gut zum Erzählen eignen. Kehrer's Antwort soll weniger demonstrieren, dass die Münsterländer einen Hang zum Selbstlob hätten. Es geht um etwas anderes: Dem Münsterländer geht es gut, er bleibt er gerne unter sich. Die Grenze ist dabei weniger die Region, sondern häufig schon die eigene Stadt, spätestens aber der eigene Kreis. Oder eben die eigene Krimi-Reihe.

Womöglich, damit niemand auf die Idee kommt, dass es hier etwas Interessantes geben könnte, fährt der Münsterländer zu Anfang gerne ein paar Fakten, die eigentlich mehr Klischees sind, auf: „Das Münsterland ist eine katholisch geprägte Region, fest in CDU-Hand, wirtschaftlich stark mit vielen mittelständischen Unternehmen. Fahrradfahren ist Volkssport“, sagt zum Beispiel Stefan Holtkötter, Autor mehrerer „Münsterland-Krimis“. An der Art der Münsterländer kann Holtkötter keine Besonderheiten erkennen, der dicke Pelz, ein Klischee, mit dem hier gerne kokettiert wird, sei generell eine Eigenschaft der Norddeutschen und die Unterschiede zu anderen ländlichen Regionen nicht groß. Der Münsterländer scheint keinen großen Wert auf Einzigartigkeit zu legen. Vielleicht braucht er deshalb besonders exzentrische *Tatort*-Figuren wie einen Professor Boerne, aber die existieren ja nur im Film. Auch kulinarisch fallen die Münsterländer nicht auf. Viel mehr als Pumpernickel scheint es nicht zu geben. Wer das aufgeblasene „Mia san mia“ der Bayern kennt, kann das merkwürdig finden.

Aber dann erzählen die Münsterländer doch verdächtig viel. „Wenn der Münsterländer dich mag, zeigt er das, er haut dir mit der Hand auf die Schulter und verwickelt dich in ein Gespräch über Schweinezucht“, sagt Sabine Schulze Gronover, die Krimis mit Titeln schreibt wie *Totgeweiht im Münsterland*. Neben der Schweinezucht redet man im Münsterland am liebsten über eine Sache: die Tradition. Denn die ist wichtig in dieser Region. Davon, wie es früher war, erzählt der Münsterländer gerne. Und manchmal sagt er dabei auch etwas über sich.

„Wir kommen hier alle nicht lebend raus“, sagt Matthias Grenda, der zwar noch kein richtiger Münsterländer ist, aber hier etwas vor hat. Er will die Region zum Reden bringen, doch dazu später. Wer erzählt, setzt sich mit seiner eigenen Endlichkeit auseinander. Er bewahrt etwas, indem er es weitergibt. Damit macht er die Geschichten – und ein wenig auch sich selbst – unsterblich. Geschichten, die Jahrhunderte überdauern, sind Märchen und Sagen. Von denen gibt es im

Münsterland viele. Das hat auch mit dem Moor zu tun. Aber erstmal soll es nach oben gehen.

Facebook und ein 630 Jahre altes Amt

Es ist kurz vor 21 Uhr, als sich Martje Saljés Handywecker mit einem blechernen Hahnenkrähen meldet. Sie zieht den Reißverschluss ihres schwarzen Kapuzenpullovers nach oben, schnappt sich das Horn, das viel älter aussieht, als es ist, und tritt aus ihrer Türmerstube auf den Balkon. In 75 Metern Höhe, auf dem Turm der Lambertikirche in Münster, wird Saljé gleich das erste Zeitsignal an diesem Abend geben. Aber erst müssen die Kirchenglocken wieder Ruhe geben. Durch ihr Horn tutet Saljé dann jeweils neun Mal nach Süden, Westen und Norden. Aber niemals nach Osten. Warum, das weiß keiner. Es ist eben Tradition. „Mir ist es wichtig, dass man sich daran hält“, sagt Saljé. „Das ist eben so.“ Ein Mal, erzählt sie, hat sie sich vertutet. Da gab es Anrufe bei der Stadt, was denn mit der Türmerin los sei.

Saljé flitzt so schnell über den Rundbalkon, dass man ihr kaum nachkommt. Sie macht das schließlich jeden Abend – außer dienstags. Als Türmerin tutet sie nicht nur, sie hält auch Ausschau. Wenn Feinde die Stadt stürmen, muss sie Alarm schlagen. Wenn es brennt auch. Weil es dienstags nie brennt, hat Saljé an diesem Tag frei. Auch das hat also mit der Tradition zu tun.

Bevor sie im Januar 2014 ihren ersten Arbeitstag als Türmerin hatte, studierte Saljé Geschichte und bereiste als Musikerin die Welt. In Münster ist die Frau mit den langen blonden Haaren angekommen, wie sie sagt. Hier oben, auf dem Turm der Lambertikirche, hat man den Überblick. Die Straßen unten sehen noch heute so aus wie im Mittelalter. Dabei wurde etwa der Prinzipalmarkt mit seinen Giebelhäusern im Zweiten Weltkrieg komplett zerstört. Und danach wieder aufgebaut – genauso wie früher.

Nach Münster wollte Saljé wegen der Geschichte. Jeden Abend steigt sie über eine steile Holzterrasse von der Ebene ihrer Türmerstube aus noch ein paar Meter höher. Dort, wo das Maßwerk des Lambertitürms beginnt, pfeift der Wind, unter Saljé liegt die Stadt. Der Westfälische Friede, die Wiedertäufer: Hier oben fühlt sie sich der Geschichte ganz nah.

Saljé weiß, dass sie als Türmerin eine Verantwortung trägt. Nicht nur für die Stadt, die sie von hier oben aus beschützen soll. Sondern vor allem für die Tradition. Dabei waren die Münsteraner skeptisch, als Saljé ihren Dienst antrat. Sie ist nicht nur die erste Frau in diesem mehr als 630 Jahre alten Amt, sondern auch noch nicht aus Münster und evangelisch.

Doch Saljé meint es ernst. Sie steigt an sechs Abenden in der Woche 300 Stufen hoch in ihre Türmerstube, vorbei an den Körben der Wiedertäufer, in denen Lampen leuchten, die für die unruhigen Seelen der Toten stehen sollen. Während andere sich mit Freunden zum Essen treffen, ins Kino gehen oder es sich zu Hause gemütlich machen, sitzt Saljé alleine im Turm. Wenn sie nicht aufpasst oder tutet, liest und schreibt sie. Sie will noch mehr wissen, über die Geschichte der Stadt und vor allem über die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg.

Manchmal erzählen die Münsteraner Saljé etwas über ihre Vorgänger. Diese Geschichten berühren sie besonders. Wolfram Schulze hat Saljé alles beigebracht, was sie als Türmerin wissen muss. Er hat fast 20 Jahre lang auf St. Lamberti gearbeitet. Sein Vorgänger, Roland Mehring, war 34 Jahre auf dem Turm. Von Mehrings kleinem Bruder, der heute 86 Jahre alt ist, weiß Saljé, dass der frühere Türmer an einem schweren Kriegstrauma litt. Er wollte auf St. Lamberti arbeiten, um seine Ruhe vor der Gesellschaft zu haben. Ihm fühlt sich Saljé hier oben manchmal sehr nahe, wie sie sagt.

Sie will die Geschichten ihrer Vorgänger sammeln und vielleicht einmal ein Buch daraus machen. Saljé liegt viel daran, über ihren Beruf und seine Geschichte zu informieren. Die Türmerin von

Lamberti führt ein Logbuch, in das sie Wetterdaten einträgt, sie hat einen Blog, ist bei Facebook aktiv und entwirft Postkarten mit historischen Figuren im Comic-Stil. Die Tradition soll lebendig bleiben. „Die Tradition ist das, worauf es ankommt, hier in Münster“, sagt Saljé.

Wer Angst hat, sinkt tiefer

Die Märchenerzählerin Barbara Tillmann aus Emsdetten kennt eine Sage zum westfälischen Dickkopf: „Petrus und Gott gehen durch das Münsterland. Petrus ist ganz begeistert von dem, was Gott geschaffen hat. Dieses satte Grün, diese Wiesen und Wälder mit den Flüssen darin. Da spricht er Gott an und sagt: ‚Herr, du hast so ein schönes Land gemacht, aber es sind hier gar keine Menschen.‘ Da stößt Gott mit seinem Fuß an einen Eichenknubben. Dieser dreht sich um, reckt sich, schaut die beiden an und sagt: ‚Was stört ihr mich überhaupt und runter von meinem Land!‘ Und das war der erste Westfale.“

An die Sturheit der Münsterländer hat sich Tillmann mittlerweile gewöhnt. Seit mehr als 45 Jahren lebt sie hier. 1951 wurde sie in Hannover in einem britischen Militärkrankenhaus geboren. Ihr Vater war Offizier, deshalb zog die Familie alle paar Jahre um. „Manchmal denke ich, ich hätte mehr aus meinem Leben machen können“, ist einer der ersten Sätze, die Tillmann sagt. Sie hätte gerne studiert, Englisch, Geschichte und Hauswirtschaft, weil sie gerne kocht. Doch der Vater wollte das nicht. Mädchen sollten Kinder kriegen, die brauchten kein Studium.

Tillmann machte in Emsdetten eine Ausbildung zur Fremdsprachenkauffrau. Dass sie danach nicht mehr vom Münsterland los kam, hat auch mit ihrem Mann zu tun, den sie hier kennenlernte. Er brachte sie auch auf die Ausbildung zur Gästeführerin, als er eine kleine Anzeige in der Zeitung sah. Tillmanns Abschlussarbeit handelte von den Sagen der Davert, einem Moorgebiet südwestlich von Münster, das als Tummelplatz des Teufels gilt. Seitdem hat sie das Thema nicht mehr losgelassen. Seit mehr als 20 Jahren macht sie in Emsdetten Sagen Spaziergänge und erklärt den Leuten den Sagenbrunnen der Stadt.

Auch Moorwanderungen bietet Tillmann an. Dann geht sie, wenn es dunkel ist, mit Gruppen ins Emsdettener Venn, wo früher Torf gestochen wurde. „Im Moor sind alle unruhigen Seelen zu Hause, die zu Lebzeiten Unrecht getan haben und dazu verdammt sind, bis an den jüngsten Tag zu spuken“, sagt sie. Beinahe bis zu den Kniekehlen steht Tillmann jetzt im Moor. Sie hat sich vorher extra Gummistiefel angezogen, um zu demonstrieren, wie weit man hier einsinken kann. Es riecht leicht nach Schwefel. „Früher dachten die Leute, da ist jemand, der sie nach unten zieht“, sagt sie. Dieser jemand, das war kein anderer als der Teufel. „Es gibt diesen Spruch“, sagt Tillmann. Und erzählt die Geschichte von einem Landes- und einem Kirchenfürsten. Darin sagt der eine zum anderen: „Halte du sie dumm, ich halte sie arm.“ Das habe man früher ziemlich gut hinbekommen, sagt Tillmann. Weil man sich vieles nicht erklären konnte, erfand man Geschichten, um die Leute zu erziehen, etwas zu tun oder zu lassen. Das wirksamste Erziehungsmittel war die Angst.

Unter Tillmanns Gummistiefeln raschelt das Laub, irgendwo schreit ein Vogel. Sie deutet auf ein paar Pilze, Bovisten heißen sie. Wenn sie ganz jung sind, kann man sie essen. Wenn sie älter werden, platzen sie, wenn man auf sie tritt, und hinterlassen eine schwarze Schwefelwolke. Plötzlich springt Tillmann in die Luft. Als sie wieder aufkommt, vibriert der Boden. „Das sind die Wasserwellen, die sich bewegen“, sagt sie. Man kann verstehen, warum die Leute hier früher Angst hatten. Angst kann im Moor gefährlich werden, denn wer sich gegen das Einsinken wehrt, sinkt noch tiefer ein.

Die Moosflächen im Wasser sehen aus, als könne man sie betreten. Doch das sollte man besser nicht tun, weiß Tillmann. Während im Emsdettener Venn langsam die Sonne untergeht, erzählt sie die Sage vom Vennmütterchen. Das Vennmütterchen fängt mit seinem Schleier Leute ein, die im

Moor vom Weg abkommen. Manchmal läuft man hier durch Spinnweben – und fragt sich tatsächlich, ob da nicht wer war. Die Phantasie kann einem gemeine Streiche spielen. Zwischen den Bäumen bewegt sich etwas. Tillmann dreht sich um, wahrscheinlich nur ein Frosch.

Tillmanns Lieblingsgeschichte ist die vom Teinuhrhund. Es ist eine Emsdettener Geschichte von einem schwarzen Hund, der jeden Abend um 22 Uhr erscheint und durch die Straßen geht. Eine halbe Stunde später verschwindet er wieder. Gesehen hat man ihn nie, denn wer ihn sieht, bekommt einen dicken Kopf. Als Kind erzählte man Tillmann, wer sich nach 22 Uhr auf der Straße aufhält, habe nichts Gutes im Sinn. „Die Geschichte hat funktioniert“, sagt sie. „Die Angst war da.“ Pass auf, dass du nicht vom Weg abkommst und traue nicht den falschen Leuten. So kann man die Botschaften der Emsdettener Sagen zusammenfassen.

In den Sagen und Märchen geht es immer um Ur-Ängste und -Sehnsüchte der Menschen. Wenn Tillmann erzählt, werden die alten Geschichten lebendig. Woher ihre Faszination für Märchen und Sagen kommen, kann sie nicht so genau sagen. „Schon als Kind habe ich mich mehr für Heiligenlegenden als für Science Fiction interessiert.“ Es ist die Faszination für das „alte Zeug“, wie sie sagt. Für Kirchen, Könige, alte Schlösser. „Mich hätten sie damals als Hexe verbrannt, garantiert.“ Tillmann ist sich sicher, dass sie eine Kandidatin für den Scheiterhaufen gewesen wäre. „Vielleicht, weil ich immer so wissbegierig war“, sagt sie. „Eine Hexe ist jemand, der etwas kann, was Missmut erweckt.“

„Ich bin kein Leckerli“

Hexen gehören auch zu Hermann Derhakes Geschäft. Sein Großvater hat vor 90 Jahren in Ibbenbüren eine Sommerrodelbahn eröffnet, sie gilt als die erste ihrer Art in Deutschland. 1958 bauten Derhakes Eltern den Märchenwald dazu. Zwischen den Bäumen stehen große Schaukästen, in denen man Hänsel und Gretel, Rotkäppchen und den Wolf oder Schneewittchen und die sieben Zwerge erkennt. Drückt man auf einen Schalter, wird das jeweilige Märchen abgespielt und die Figuren fangen an, sich zu bewegen.

Derhake hat den Familienbetrieb 1992 mit seiner Frau Barbara übernommen. Für ihn war früh klar, dass er die Sommerrodelbahn weiterführen wollte. Dabei war er, wie sein Vater und sein Großvater auch, viel unterwegs. Derhake lernte Kellner, fuhr zur See, reiste um die Welt – und kam doch nach Ibbenbüren zurück.

„Während meiner Kindheit war hier immer was los, hier tobte das Leben“, erinnert sich der 64-Jährige. „Heute ist das nicht mehr so.“ Damals war noch die Gastwirtschaft, die an die Sommerrodelbahn angeschlossen ist, das wichtigste Geschäft. 30 Mal Roulade, 30 Mal Schnitzel. So ging das früher, als die Reisebusse aus Holland kamen. Für die Holländer waren die Dörenther Klippen bei Ibbenbüren die ersten Berge.

Die Ausflügler kamen schon vor der Sommerrodelbahn, um das hockende Weib zu sehen. Ein Felsgebilde, das wie eine hockende Frau aussieht, so sagt man zumindest. Derhakes Großvater arbeitete damals wie die meisten hier im Ibbenbürener Bergwerk. Irgendwo im Ruhrgebiet sah er auf einer Kirmes einmal eine Rutsche und kam dadurch auf die Idee mit der Sommerrodelbahn. Genauer weiß Derhake das nicht, es wurde ihm auch nur so erzählt. Was die Sommerrodelbahn anging, waren die Ibbenbürener zunächst skeptisch. „Die Polizei hat gleich einen Schutzmann hingeschickt.“

Nach dem Krieg wurde in der Gastwirtschaft viel gefeiert, Hochzeiten, Betriebsfeste und sogar Oktoberfeste. Meistens ging das bis spät in die Nacht. Irgendwann boten Busunternehmen ihren Gästen selbst Kaffee und Kuchen an, statt sie in die Gaststätte zu schicken, auch die Betriebsfeste

wurden weniger. In Ibbenbüren gab es plötzlich McDonald's und Burger King. Kurz bevor Derhake und seine Frau die Sommerrodelbahn übernahmen, fiel die Bedienung weg, die Besucher können sich seitdem am Imbiss selbst bedienen oder ihr eigenes Picknick mitbringen.

Im Märchenwald hört die Arbeit nie auf, irgendwas muss immer repariert werden. Und wenn an Allerheiligen die Saison zu Ende geht, wird gestrichen, gezimmert und gemauert. Derhake kann sich vorstellen, „bis zum Umfallen“ hier zu arbeiten. Doch bald will seine Tochter Luisa die Sommerrodelbahn übernehmen. Ob sie das hier auf die Reihe bekommt, werde man erst noch sehen müssen, sagt Derhake. Aber das muss nichts heißen, der Münsterländer – zumindest der erwachsene – neigt nicht unbedingt zu Euphorie.

„Ich bin kein Leckerli“, ruft ein kleiner Junge, der seinen Arm in das Maul der Goldesel-Figur gesteckt hat, die neben den Imbiss-Tischen mit den grünen Tischdecken steht. Die Kinder sind vom Märchenwald begeistert. Da wird gejoht, gestaunt und zugehört. Märchen funktionieren eben immer noch. Das Besondere am Ibbenbürener Märchenwald ist, dass alles immer noch so aussieht wie vor 50 Jahren. Tradition ist Derhake wichtig, sonst hätte er den Familienbetrieb nicht übernommen und würde ihn nicht an seine Tochter weitergeben. Doch sein Argument dafür, warum im Märchenwald noch alles so ist wie früher, ist ein anderes: „Das kommt an.“ Bei den Eltern, die mit ihren Kindern kommen und sich an die Besuche hier erinnern, als sie selbst noch klein waren. Früher gab es mehrere Märchenwälder in der Gegend, erzählt Derhake. Seiner hat sich gehalten, auch damit hat die Tradition zu tun.

Derhake ist niemand, der das Ganze hier romantisiert. Die Geschichten, die er erzählt, handeln davon, wie das Geschäft früher lief und was im vergangenen Jahr repariert wurde. „In den Märchenwald gingen wir als Kinder nicht rein“, sagt er. Auch seine Eltern hatten kein besonderes Interesse für Märchen. Sein Vater wollte mit dem Märchenwald vor allem eine besondere Attraktion schaffen. Über so etwas wie sein Lieblingsmärchen hat sich Derhake noch nie Gedanken gemacht. Aber er weiß noch genau, dass die Zwergengrotte, die in den Siebzigerjahren gebaut wurde, beim Publikum ein „Knüller“ war. Mit der Rodelbahn fährt Derhake auch heute noch manchmal. Wenn er schnell nach unten muss.

Geschichten in einer alten Kneipe

Mit einem Münsterländer muss man erstmal einen Sack Salz essen, bevor man mit ihm Freundschaft schließen kann, heißt es. Matthias Grenda sieht nicht aus wie jemand, der zu so etwas bereit ist. Er lernte zunächst Hotelkaufmann, bevor er merkte, dass das nichts für ihn ist. Dann war Grenda viel unterwegs, als Journalist in den USA und später in Europa als Berater für Prominente. Um die Jahrtausendwende ging er nach Berlin. Dort hatte er kein Glück, seine Eltern rieten ihm, ins Münsterland zu kommen, um sich neu zu orientieren. Das war vor zehn Jahren. In Nordwalde hat Grenda die sogenannte Gesellschaft für biografische Kommunikation gegründet. Ein Mal im Jahr veranstaltet er die Nordwalder Biografietage, bei denen ganz normale Leute über ihr Leben sprechen, aber auch Prominente wie Mario Adorf oder Barbara McQueen.

In Nordwalde trifft man auf eine Atmosphäre und auf Geschichten, die man in so einem Dorf im Münsterland nicht erwarten würde. „Ich will nicht arrogant klingen, ich will nicht die Welt verbessern“, betont Grenda. Aber natürlich weiß er genau, dass er hier in Nordwalde etwas Einzigartiges geschaffen hat.

Doch eigentlich ist sein Ansatz ganz einfach und logisch. Für Grenda ist es wichtig, sich mit den biografischen Bezügen, also mit den Eltern und Großeltern, auseinanderzusetzen. Ihm geht es mit seinen Biografietagen um einen Austausch von Lebensgeschichten und Erfahrungen. Oder einfacher: um gute Gespräche. Und die gibt es bei den Biografietagen nicht nur auf der Bühne,

sondern auch in der Museumskneipe Kalhoff. Die wurde in den Sechzigerjahren geschlossen und von einem Nordwalder Rechtsanwaltspaar gekauft. Seitdem finden in dieser Kneipe, in der heute alles noch genauso aussieht wie früher, ab und zu Feiern statt. Oder eben ein „geselliges Abendbrot“, wie es im Programm der Biografietage heißt.

In diesem Jahr hat Grenda den Jazz-Musiker Knut Kiesewetter eingeladen. An einem anderen Tisch sitzen Heinz-Dieter Lünig, der ehemalige stellvertretende Bürgermeister von Nordwalde, und Inge Fraling, die Witwe eines Textilfabrikanten. Sie sprechen mit einer jungen Frau, die heute Nachmittag im alten Bispinghof, der „Keimzelle von Nordwalde“, ihre Geschichte erzählt hat. Die 18-Jährige ist mit einem schweren Herzfehler auf die Welt gekommen.

Lünig und Fraling erzählen jetzt von alten Zeiten. Eigentlich stammen die beiden, wie so viele Münsterländer, nicht aus dem Münsterland, doch sie sind vor Jahrzehnten hier hängen geblieben. Lünig weiß nicht nur, dass der Bispinghof einmal ein Amtshof des Bischofs von Münster und später ein Kinderheim war. Er weiß so ziemlich alles, was es über Nordwalde zu wissen gibt. Die über 80-jährige Fraling erzählt, wie bei Kalhoff früher gefeiert wurde. Hier trafen sich die Jäger, manchmal musste einer aus dem Lauf seines Gewehrs Schnaps trinken. Auch das war Tradition.

Grenda ist zufrieden mit seinen Veranstaltungen, er sucht keine große Bühne. Dass der Kreis nicht zu groß wird, ist wichtig, damit die Leute bereit sind, sich zu öffnen und zu erzählen. Trotzdem gibt es etwas, das Grenda ärgert und frustriert. Es ist der westfälische Dickschädel. „In Deutschland gibt es von allem zu viel und überall das Gleiche“, sagt er. Es gebe unzählige Luftkurorte oder Kinderfilmfeste. Die Biografietage seien dagegen etwas Einzigartiges. „In der Region hat man das noch nicht so ganz begriffen“, sagt Grenda. Nicht nur er hat dieses Problem. Auch Institutionen wie das Kulturgut Haus Nottbeck in Oelde wünschen sich mehr Unterstützung, denn auch das ehemalige Rittergut, das heute Literaturmuseum und Veranstaltungsort ist, hat etwas Einzigartiges zu bieten. Doch im Münsterland denkt jeder vor allem in seinem eigenen Eck. Dabei gibt es in dieser Region viel Besonderes zu entdecken, das man nutzen und präsentieren könnte.

Grenda hat noch viel vor, er will aus Nordwalde ein Biografiedorf machen, auch ein Biografiefilmfestival kann er sich vorstellen. Alles nicht so einfach im Münsterland. „Viele Regionen inszenieren sich über Schlösser, Burgen oder landschaftliche Reize“, sagt Grenda. Doch das, was eigentlich wichtig ist, sei doch der Mensch. Im Münsterland erzählt der besonders gerne von Tradition und Geschichte. Doch Geschichten brauchen Zuhörer, sie brauchen eine Zukunft, damit sie lebendig bleiben. Manchmal muss man dafür auch einmal um die Ecke schauen.